

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 12

Artikel: Regen, Regen, Regenschnecken..
Autor: Kappeler, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671511>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Natürlich war ich nicht allein im Abteil. Es sass da ein schweizerisches Ehepaar, und besonders die Frau schien nur darauf zu warten, dass etwas passiere, denn die Schienenstränge links und rechts konnten unmöglich ihre Aufmerksamkeit fesseln. Bekanntlich wird es vielen Schweizern nicht bewusst, dass etliche ihrer Landsleute sich gleichzeitig mit ihnen im Ausland befinden könnten, oder aber sie sind voller Vertrauen, ihr seltenes Idiom verstehe bestimmt niemand ausser ihnen. Ich habe in spanischen und in nordischen Grosstädten schweizerische Ehepaare in einer Lautstärke miteinander disputieren hören, als glaubten sie sich in China. «Lueg emal, was die für ein Pfirsich hät», wandte sich also meine Landsmännin an ihren Gatten.

«Hm», war die echt eidgenössische Antwort.

«Du, sonen Pfirsich hani ez aber niene gseh, lueg doch, sie chunt fasch nüd z'gang dermit.» «Hm».

«Du, de isch doch gwüss fasch es Pfund schwer.» «Hm».

Ich senkte mein Gesicht tief über die «Times» und versuchte, mich während des Kauens mit dem Dockerstreik zu befassen, der dort erörtert wurde. Aber ich fühlte hilflos, dass ein mächtiges Lachen in mir hochstieg. Ich sah nun nicht nur die geballte Aufmerksamkeit meiner sämtlichen Mitreisenden erbarmungslos auf mich gerichtet, ich sah plötzlich vor dem innern Auge auch meine ganze Familie, meinen Mann, die Kinder, dazu noch meine stets zum Kichern neigende Schwester alle rund um mich sitzen, und sie alle wussten sich vor Lachen nicht zu fassen. Ja, ich sah sogar mich selbst mir gegenüber dieses Bild geniessen: den Mund, der dem gewaltigen Rund einfach nicht gewachsen war, die rote Frucht auf dem roten Hintergrund des Kleides, meine immer röter anlaufenden Wangen. Ich war noch nicht einmal bis zur Hälfte meines Pfirsichs vorgedrungen. Mir war, ich würde schneller die Erdkugel umwandern, als diesen Segen der Natur aufessen. Der Saft der herrlichen Frucht lief mir längst durch alle Finger, denn ich war entschlossen, auf keinen Fall zu schlürfen, etwas gelbes Fruchtfleisch fühlte ich an meiner Nasenspitze haften, beidseits der Mundwinkel spannte sich vom langsam eintrocknenden Saft die Haut, zwischen jedem Biss musste ich die Tropfen an den Fingern auffangen, denn die «Times» begann sich bereits aufzulösen.

Endlich — die eine Hälfte war vertilgt und damit der Sieg mein. Ich entfernte den Rie-

senkern und verzehrte die zweite Schale mit einer Nonchalance, als wäre sie ein Biscuit. Schliesslich war die Alabasterkugel verschwunden. Ich drückte aufatmend die «Times» zusammen, warf sie nach italienischem Muster auf die Schienen hinaus und wusch mir die Hände. Dann wandte ich mein verlegenheitsglühendes Gesicht zum Fenster hinaus, um in der vorbeistreichenden Abendluft jene Kühle wieder zu gewinnen, die ich vor der Pfirsichepisode genossen hatte. Meine Nachbarn betrachteten mich jetzt wie den Sieger eines Velorennens. Das schweizerische Ehepaar verabschiedete sich in Stresa, einen abwägenden Blick auf meine brünette Erscheinung werfend mit einem «Buona notte, signorina».

«Guet Nacht mitenand», erwiderte ich, vergnügt mein vielstündiges Inkognito lüftend, und meine einzige Rache bestand darin, dass ich schadenfroh lachend in die verdutzten Gesichter guckte, die nun ihrerseits die Farbe eines reifen Pfirsichs annahmen.

Regen, Regen, Regenschnecken ...

von Ernst Kappeler

Das Thema ist nicht gerade besonders appetitlich, und ich hatte eigentlich vor, über etwas viel Schöneres zu schreiben, über meinen Garten nämlich und über die Blumen vor meinem Fenster. Das Wetter schien auch im Augenblick das verwegene Unterfangen zu unterstützen und erlaubte mir, den Stuhl auf den kleinen Vorplatz hinauszustellen und für eine Viertelstunde die blauen Rittersporn und den roten und gelben Mohn zu betrachten.

Aber als ich dann in voller Harmonie mit den Farben und den drei Sonnenstrahlen eben die zwei ersten Sätze beendet hatte, nahte der Unvermeidliche schon wieder von Westen her und warf mir seine ersten Tropfen auf das Blatt. Und zwar nicht etwa vorsichtig und bescheiden, sondern so plump und frech, als erzürnte ihn meine vorwitzige Nase, die ihn, wenigstens für eine Weile,

im gütigen Sommerhimmel versunken glaubte.

Er nahte auch nicht so, wie sonst ein gewöhnlicher Regen naht, der nur für eine Viertelstunde aussetzte, sondern mit Blitz und Donner und heftigem Wind, wie sonst nur einer tut, der zur völligen Uebersaschung in eine lange Dürre fällt, und doch sind Aecker und Wiesen jetzt noch durchtränkt von seiner alten Nässe, und die Luft streicht neblig und feucht wie im Herbst daher.

Er hat seine alten Manieren vollkommen verloren und lässt seine Launen flattern wie ein schlecht erzogenes Kind. Kaum hat er aufgehört, naht er wieder so dunkel und bedrohlich, dass ihm die Rebbauern jenseits der Stadt ganze Garben von Hagelraketen entgeschicken, um ihn noch einigermaßen friedfertig zu erhalten.

Ich hatte mich wieder unter das schützende Vordach zurückgezogen, streifte einen dicken Winterpullover über den Kopf und blickte nun wieder einmal verloren in die trübe Flut. Ich bin nicht allein. Sie nahen schon wieder, die unvermeidlichen braunen Gefährten meines nassen Sommers, die lieben Schnecken.

Ich muss zwar gestehen, dass mir diese Liebe nicht allzu tief im Herzen sitzt. Aber was vermag ich denn gegen sie, wenn ich sie hasse? Sie nehmen ja doch immer mehr überhand, und ich werde ihnen nicht mehr Meister.

Aus all ihren unzähligen schattigen Verstecken tauchten sie schon mit den ersten Tropfen wieder feucht und faul auf und kriechen im Moment seelenruhig in ihrer braunen Nacktheit über die Steinplatten des Vorplatzes, wandern in ihrer schleimigen Trägheit, über meine Gartenschuhe, und zwei besonders kühne Exemplare turnen schon wieder halsbrecherisch auf den schmalen Schäften der Schafgarben und blicken träumerisch in den Himmel.

Ich ziehe es vor, nicht mehr aufzuschauen. Denn wenn sich meine braunen Freunde so vielfältig über den Garten verstreuen und sogar furchtlos die fünf Stufen der Haustreppe emporkriechen, dann weiss man gut genug, wie es mit dem Himmel in nächster Zeit bestellt ist.

Seine Krankheit ist noch nicht vorüber. Die heiss ersehnte Sommerbläue ist noch nicht in Sicht. Es wird noch lange regnen, und man verwünscht den Kalender, der den Sommer anzeigt. Man würde besser jetzt einfach den Herbst einsetzen und die Ferien später nachholen. Aber auch das geht nicht: jeder Ausweg aus der trostlosen Lage

ist verstellt. Einmal von der Zeit, die nicht aus ihrem angeborenen Gleichschritt weicht, und dann von den Schnecken, die einer lang andauernden Wohllust frönen.

Ich werde mich heute abend, wenn ich nach Hause komme, wieder mit der Taschenlampe zum Eingang durchleuchten müssen, um nicht einige ihrer weichen Leiber zu zerretzen. Denn sie sind in jeder Beziehung unvorsichtig geworden und wagen sich in die unpassendsten Gebiete. Sie erkennen keine Gefahr, je mehr ihrer sind. So, als handelten sie nach dem Grundsatz: Verbunden, werden auch die Schwachen mächtig. Obschon sicher die wenigsten Schillers Wilhelm Tell gelesen haben.

Aber das, was die Dichter sagen, ist ja meistens vorher in der Natur auch schon da. Sie picken es nur heraus und legen es einigen blinden Lesern vor. Anhand einer solchen Schneckeninvasion könnte die Psychologie der Massen neue Auftriebe erhalten, gerade deshalb, weil die einzelne Schnecke auch in der Masse noch einigermaßen selbständig auftritt: viel selbständiger jedenfalls als der Mensch.

Plötzlich denke ich an meinen Buben, der zwei dumme Warzen an der Hand hat und sich davor fürchtet, sie wegbrennen zu lassen. Man sagt doch, dass eine Schnecke hier heilsam wäre, wenn sie darüberkrieche. Ob er einwilligen würde? Ich glaube kaum.

Und doch kommen mir die braunen Gefährten plötzlich, ich möchte fast sagen, «humaner» vor. Ich suche sie, da sie nun doch einmal vorhanden sind, durch irgendwelche Nutzbarmachung angenehmer zu machen. Damit ich vergesse, was sie mir seit dem Frühling alles frassen: Erdbeeren, Kohlraben, Blumen — und jetzt sitzen sie selbst an den reifenden Himbeeren und wiegen sich im Wind auf und ab. Die guten Schnecken!

Meine Frau ruft, es komme eine über die Türschwelle gekrochen. Ich solle sie wegnehmen. Warum denn? Ohne Hausschlüssel kommt keine hinein. Und warum soll nicht einmal eine besonders vorwitzige durchs Schlüsselloch gucken, wenn es sie interessiert, was wir drinnen im Trockenen tun? Es ist doch auch langweilig für eine Schnecke, nur immer im Nassen zu kriechen. Ich werde um halb acht den Wetterbericht anhören, der uns sicher erneut eine allmähliche Wetterbesserung verspricht, obschon nicht einmal der Sprecher mehr hörbar genug an seine Worte glaubt. Dann werde ich nochmals hinausschauen, um die Windrichtung zu prüfen. Die Fensterläden der Nachbarhäuser sind geschlossen. Vor

Blick auf die Insel Kreta

von

Gottlieb Heinrich Heer

einigen Tagen fuhr ein glücklicher Ferienbesitzer südwärts.

Was kann man in diesem Sommer besseres tun? Vor dem Einschlafen bin ich fest entschlossen, in meinen Ferien auch südwärts zu fahren. Vorausgesetzt allerdings, dass der Wind nicht nach Süden dreht und die Regenschnecken ihre südlichen Verwandten aufbieten. Damit ich sie nicht ganz vergesse, wenn sie während meiner Abwesenheit den Garten fressen. Man weiss ja nie. Auch die Tiere haben ihre Gefühle. Ihre Anhänglichkeit jedenfalls haben sie mir in diesem Sommer wieder deutlich bewiesen. Und das ist auch etwas Schönes.

In den Gassen und auf den Plätzen der Inselhauptstadt Herakleion, vor ihren bazarartigen Butiken und auf dem Markt der Schwammhändler und Fischer, wo sich die hohen Gestalten der Kreter in ihren schwarzen Pluderhosen unter braungebranntes Volk mischen, lässt es sich deutlich erkennen: dieses in allen Jahrhunderten von allen Mittelmeervölkern heiss umstrittene Eiland liegt gleich einem Sprungbrett zwischen Abendland und Morgenland im Mittelmeer. Es erlag als wichtige Vermittlerin von Kulturen und Handels Gütern immer wieder der Tücke fremder Eroberer, bis es kurz vor dem ersten Weltkrieg sein stets gehütetes Griechentum erneut frei entfalten durfte. Heute, nachdem auch die meisten Spuren der letzten Besetzung durch die Deutschen im zweiten Weltkrieg verwischt sind, weht der Hauch eines stillen Friedens durch den Stadtpark mit seinen blühenden Weihnachtssternen und um das berühmte Museum, in dem herrliche Schmuckgegenstände und die Bilder dünnhüftiger Priesterinnen von jener Kultur zeugen, die bereits drei Jahrtausende vor Christi Geburt das Leben eines verwöhnten Königshofes in Knossos bestimmte. Eine gute Wegstunde von Herakleion entfernt schmiegen sich die vom Engländer Arthur Evans ausgegrabenen Ueberreste des

Palastes von Knossos auf eines milden Hügels Kuppe: eine wahre Wirrnis von Gemächern, Sälen und Magazinen mit mannsgrossen Vorratstöpfen, bedeckt mehrere Hektaren Land, so dass der Besucher hier die griechische Vorstellung von einem Labyrinth unwillkürlich begreift. Aber er verweilt entzückt in lichten Badezimmern, die den minoischen Königinnen gedient haben; er versenkt, rasch verliebt, den Blick in ganze Reihen als fresco gemalter altkeltischer Schönheiten, und er vergegenwärtigt sich lebhaft die Stierkämpfe, die eine mit allen umliegenden Gebieten des Mittelmeeres marktende Gesellschaft hier veranstaltete. Noch lange, wenn er wieder im Anblick des «Zeushauptes», des markanten Felsberges, seine Strasse weiterzieht, klingt in ihm minoische Kultur als ein trotz allen hellen Melodien in seinen Grundakkorden dunkles Präludium der abendländischen Gesittung nach.

Ueberall am Wege schlagen die Bauern die reifen Oliven von den grünsilbrig schillernen Bäumen. In einer an Stämmen hochgezogenen Rebenlaube hält in diesen letzten Novembertagen eine Sippe ihre späteste Lese. Indes die Männer mit ihren Scheren jene üppigen Trauben, die sie ihrer ovalen Goldbeeren wegen «Nägel der Königin» nennen, aus den braunen Blättern schneiden, säubern Frauen und Kinder die Früchte und legen sie sorgfältig in leichte Holzgitter. Da im Gespräch, das wie üblich rasch ums Woher und Wohin geht, der Landesname «Elvetia» fällt, beleben sich die freundlich lachenden Gesichter noch mehr, und die dolmetschende Begleiterin erhellet den Grund: der Hauptertrag der Weinfelder rings um das nahe Dorf Archanaes werde in die Schweiz ausgeführt! Eine verschmitzte Bewunderung zuckt um die Mundwinkel dieser Kreter, da sie erzählen, wie untrüglich die Einkäufer aus dem fernen Lande der Alpen den Gehalt ihres «Mastellato» bei jeder Kostprobe auf den Grad genau zu schätzen wüssten... Im Dorfe selbst aber schleicht jetzt ein herber Geruch um alle Hofmauern; er entströmt den Scheunen, in denen die Esel, im Kreise trotzend, die Holzhebel der primitiven Oelmühlen mit schweren Mahlsteinen drehen und so die stark duftenden Fettfrüchte zerquetschen.

Gleich einem in tiefer Flut verankerten Schlachtschiff reckt sich der Berg Ida mitten auf der Insel Kreta gegen den blauen Himmel empor. In weiten Kehren umwindet die Strasse nach Süden dieses nackte, zerfurchte Kalkgebirge und senkt sich dann wieder in eine weite Ebene, wo die Ruinen von Gor-